

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 66 (1986)
Heft: 7-8

Artikel: Engelhardts unmögliche Geschichten
Autor: Peyer, Rudolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-164346>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Rudolf Peyer

Engelhardts unmögliche Geschichten

Im Herbst 1986 erscheinen im Artemis Verlag, Zürich, unter dem Titel «Abende mit Engelhardt» Geschichten von Rudolf Peyer, aus denen wir die folgenden Kostproben ausgewählt haben. Es erzählt der Lateinamerika-Deutsche Engelhardt seinen Schweizer Freunden von Begegnungen und Begebenheiten.

Ollig – oder: Der Mann mit der Quecksilberidee

«Wie Ollig, zum Beispiel, der Österreicher. Ein netter Kerl, der ganz brav bürgerlich in Huancayo lebte, Mineningenieur war, eine hübsche Frau hatte und zwei nette Kinderlein. Bis er eines Tages angefressen war von dieser Idee mit dem Quecksilber, ihr ganz und gar verfallen. Dabei hatte er seinen festen Posten bei der ‚Querall Company‘ und war zweifellos gut bezahlt und hätte weiter nichts nötig gehabt. Aber diese Anden machen jeden meschugge, der mit ihnen zu tun hat. Und Ollig hatte mit ihnen zu tun, allein schon berufshalber. Daneben strolchte er in Schluchten und Hochtälern umher. Zunächst noch zum Vergnügen, später aber wie besessen. Seine Frau wagte bald nicht mehr, den halsbrecherischen Klettereien ihres Mannes zu folgen. Sie blieb fortan zu Hause. Er aber bekam ‚die Witterung‘, wie er sagte. Sein Haus war von nun an mit Gesteinsproben verstellt. In der Waschküche richtete er sich einen kleinen Hochofen ein. Und als er auf die Quecksilberidee verfiel, kam er nur noch ein einziges Mal aus der Sierra herunter: um sich von drüben eine Gasmasken schicken zu lassen. Seine ‚Company‘ zahlte ihn aus, seine Familie reiste nach Linz zurück zu den Eltern seiner Frau, und er baute sich, mitten in der trostlosesten, steinigen Sierra eine Hütte. Ein Indio hatte ihm gegen Geld eine Höhle verraten, von welcher unter den Eingeborenen ein Geredeging: ‚Wer dort hinuntersteigt, kommt nicht mehr lebend heraus.‘

Seit drei Jahren haust er nun schon dort oben und wartet auf ‚die Kommission‘. Als ich vor einem Jahr bei ihm oben war, wartete er auf ‚die Kommission‘. Und jetzt, als ich vor zwei Monaten von ihm Abschied nahm, wartete er noch immer auf ‚die Kommission‘. Ganze Tage und Nächte verbringt er mit seiner Gasmasken in den weitläufigen Gängen und

Schächten seiner Höhle und verspricht den Indios riesige Schätze, wenn nur erst ‚die Kommission‘ eintrifft. Auch wenn ihm keiner in seine Höhlen folgt, glauben sie ihm und halten ihn aus, Ollig, den Mann mit der Quecksilberidee, der auf ‚die Kommission‘ wartet bis zum jüngsten Tag –»

Mühlhaupt – oder: Ein langes Provisorium

«Haben Sie den Mühlhaupt noch gekannt?»

Gewiss haben wir –

«Als reichen Kauz, zwölf Quadratkilometer Land, viel Vieh, Grosskäsereien, Schweinemästereien undsoweiter? – Nun, und wissen Sie, wie es herauskam mit ihm? – Acht Jahre lang hat er da drauf gesessen, bis irgendwer merkte, dass man ihm acht Jahre lang unveräusserliches Land verkauft hatte, ejido-Land, Allmendland der Indios. Nichts zu machen, auch mit der Unterstützung der deutschen Botschaft nicht. Der verantwortliche Amtmann war inzwischen gestorben, und so war man bereit, den Mühlhaupt als Pächter auf seinem vormals eigenen Land weiterwirtschaften zu lassen. Doch er, nach zwanzig Jahren mexikanischer Sonne im Nacken, verkaufte, was man verkaufen konnte. Den Rest zündete er an –»

«Und wo ist er jetzt?» fragen wir, denn wir sind oft bei den Mühlaupts gewesen und haben Feste erlebt auf ihrem Rancho, wie man sie nur in Mexiko feiert.

«Er zog die Konsequenzen. Er lebte, wie man eigentlich nur leben kann: improvisiert. Er mietete Wohnungen, mietete Möbel, ‚wir fahren ja bald wieder weg‘. Er ging nach Costa Rica, wurde Lehrer, korrigierte spanischen Kindern Deutschfehler, deutschen Kindern Spanischfehler. Als ein Costaricaner hinter seiner Tochter her war, schickte er seine herzkranke Frau mit der Tochter nach Deutschland zurück. ‚Ich komme bald nach.‘ Die Tochter aber bekommt trotz der Flucht nach Deutschland ihr Kind. Da bleibt Mühlhaupt in Costa Rica, mietet andere Wohnungen, andere Möbel, ‚es ist nicht für lange, ich fahre bald wieder weg‘. Schliesslich geht er nach Deutschland zurück, kauft sich über der Elbe ein schönes Haus und verheiratet seine noch hübscher gewordene Tochter trotz unehelichen Kindes an einen höheren Beamten. Die hübsche, junge Frau dreht bei der zweiten Schwangerschaft durch. Obwohl ihr nichts fehlt, macht sie Schulden. Sie fälscht Schecks und setzt einmal ausgerechnet den Namen ihres Quartierpfarrers als Unterschrift hin. Ihr Mann, der höhere Beamte, droht mit der Scheidung, weil er die Stelle verliert, wenn der Skandal auskommt. Herr Mühlhaupt aber erkaufte sich mit seinem deutschen Haus das grosse

Schweigen und sitzt jetzt wieder in Costa Rica, eingeschlossen in seinem gemieteten Zimmer, wo er auf seinem gemieteten Pult turmweise Hefte korrigiert, Deutschfehler den spanischen Schülern, Spanischfehler den deutschen Schülern –»

**Fräulein Michaelis – oder:
Was jung erhält**

Ollig hatten wir nicht gekannt, und wir hatten auch nie von ihm gehört. Damit Engelhardt uns nicht irgendeine weitere seiner Geschichten auf-tische, erkundigen wir uns nach alten Bekannten, fragen nach Fräulein Michaelis, die zu unserer Südamerika-Zeit auf der deutschen Botschaft gearbeitet hatte und drüben oft bei uns zu Gast gewesen war.

Engelhardt grinst.

«Auch die Michaelis», sagt er, «auch die! Unglaublich», sagt er, «Sie haben die Michaelis noch gekannt als stubenreines Mädchen gewissermassen. Aber vier Jahre auf jenem Kontinent –» sagt er und lacht und lacht, bis unser Kanarienvogel unter seinem Tuch gegen den Käfig zu flattern beginnt –

«Entschuldigen Sie», sagt Engelhardt, «Ihr Vögelchen möge entschuldigen, aber die Michaelis –»

«Nun also», sagte er, «Sie lagen ja oft genug im Deutschen Klub am Schwimmbassin, sonntagelang, wie die Michaelis auch. Und Sie erinnern sich, wie braun sie immer war und was für eine feine Haut sie immer hatte. Ein Häutchen wie frisch geschlüpfte Birkenblätter im Mai. Die Michaelis wollte, je älter sie wurde, nicht altern.

Pflegte sich.

Schwamm.

Trieb Sport.

Wollte sich auch nicht an einem Mann, an Kindern verbrauchen.

Jung wollte sie bleiben!

Jung!

...

...

Gesichtsmasken –

Sauna –

Unterwassermassage –

Sie legte sich sogar einen Schwulen zu, da konnte nichts passieren –

Von ihrem dreissigsten Geburtstag an kleidete sie sich nur noch in Dirndl-Kleider: Puff-Ärmelchen, und hochgeschnürt das kecke, pralle

Fleisch mit dem verführerischen Grübelchen über der vorwitzigen Brust, und Augen mit nachtblauen Schatten darum. All das war gerade recht, um einen dicken Industrie-Magnaten verrückt zu machen, der auf der Botschaft zu tun hatte. Statt einer halben Stunde blieb er vierzehn Tage in Caracas, liess per Telefon und Botschafts-Express Bilder seiner Villen von der Côte d'Azur und von Mallorca kommen. Zwei Monate später stand er mit einem Rosenstrauss am Hamburger Hafen. Doch die Michaelis kam nicht vom Schiff, für das sie gebucht und von dem sie mit ihrem Direktionsverlobten drahtlos telefonierte hatte. Sie lag mit dem Schiffskoch in der Vorratskammer zwischen Konservendosen und Trockenfleisch und wollte von dem hohen Herrn erst wieder wissen, als ihr Herr Schiffskoch bereits wieder andere Meere befuhr. Der Herr Magnat aber hatte die Rosen ins Meer geworfen, und Fräulein Michaelis sass nun in Hamburg ohne Geld. Als sie nämlich ihr Gespartes von ihrer amerikanisch-venezolanischen Investment-Bank zurückziehen wollte, stellte sich heraus, dass diese zahlungsunfähig war. Da meldete sie sich wieder auf dem Auswärtigen Amt. Man schickte sie nach Neu-Delhi, wo sie einer Engländerin den Mann ausspannte, der mit der Michaelis auf der Fahrt nach dem Tadj Mahal im Auto tödlich verunglückte. Nun stellen Sie sich einmal das Begräbnis mit den beiden Frauen vor! –

Und eine davon die Michaelis –»

Und Engelhardt lacht, lacht, dass das ganze Haus dröhnt. Und er beruhigt sich erst, wie wir den zu Tod verängstigten Vogel in seinem verhängten Käfig ins Badezimmer hinausstellen.

Pretty Lady

Zum Nachtessen erscheint Engelhardt mit einem Schmunzeln. Mit übertriebener Sorgfalt legt er ein Dingelchen neben meinen Teller. Das Dingelchen ist in zerknittertes und zerschlissenes rosa Seidenpapier gewickelt. «Zur Erinnerung an Mexiko», sagt er. «Ein Idolito, das gut in Ihre kleine Sammlung passt. Vielleicht packen Sie's erst nach dem Essen aus. Man weiss ja nie, durch wieviele schmutzige Hände so ein verbotenes Ding gegangen ist.»

«Ein paar schmutzige Hände mehr oder weniger», sage ich und schäle das Dingelchen aus dem Seidenpapier.

«Entzückend!» entfährt es meiner Frau, und gleichzeitig rufe ich aus: «Tlatilco! Genau das, was uns noch fehlte!» Und wir finden die Worte nicht, um die feine Skulptur geziemend zu würdigen. «Ein Museumsstück!» sage ich und drehe das Figürchen unter der Lampe hin und zurück,

um seine grazilen Linien so vorteilhaft wie möglich zwischen Licht und Schatten herauszuholen. «Ein schönes Stück! Mag sein!» sagt Engelhardt. «Noch schöner aber ist die Geschichte, wie der Engelhardt dazu gekommen ist. Heutzutage kann man dergleichen auf den Dörfern kaum mehr ersehen. Und im Kunsthandel kostet so ein Dingelchen ein halbes Vermögen. Dieses Stück jedoch bekam ich gratis.»

Und Engelhardt schweigt so geniesserisch, dass wir uns auf eine denkwürdige Episode gefasst machen.

«Don Amado kannte ich von gelegentlichen Abstechern nach Tlatilco. Und als wir mal auf Idolos zu sprechen kamen, meinte er beiläufig, sein Gevatter Margarito hätte davon eine ganze Kiste voll. Unglaublich, wie diese Burschen mit solch verletzlichen Dingen umgehen! In einer groben Holzkiste lag das Zeug, verdreckt, verstaubt, mit Mäusedreck verziert und unter Spinnweben getarnt. Schwere Steinmasken waren dabei, dazwischen zarte Köpfcchen oder breitschenklige Figürchen aus Ton wie dieses hier. Immerhin ruhten Margaritos Schätze weich, denn auf dem Kistenboden lag eine dicke Schicht von abgesplittertem und zu Pulver zerfallenem Lehm. Ein Jammer. Und ein Jammer auch, wie der Gevatter Margarito seine Stücke vorzeigte und wieder in der Kiste versenkte. Nicht anders als Maurer einen Haufen Pflastersteine. Ich vermutete, der Kerl hätte vom Wert seiner Schätze keine Ahnung, und es würde mir leicht fallen, ihm das Beste für ein paar Centavos abzuläscheln. Ich hatte mich geirrt. Kein Kompliment verfieng, kein Angebot interessierte. Selbst Gevatter Amados Fürbitten, mir wenigstens ein winziges Stück, mehr zur Erinnerung als für Geld, zu überlassen, fruchteten nichts. Ungerührt schob Margarito seine verrottete Schatzkiste in die Hüttenecke zurück. Und damit», lacht Engelhardt, «kommen wir zum Schluss: Dieses Figürchen hier, das mir Margarito nicht verkaufen wollte, erhielt ich von Don Amado. Und zwar geschenkt.»

Meine Frau und ich blicken Engelhardt verdutzt an. Engelhardt schmunzelt: «Als ich mich mit der landesüblichen Umarmung von ihm verabschiedete, spürte ich etwas Hartes, hier, links oben, auf der Brust. Erschreckt stiess ich Amado aus unserer Umarmung zurück und fuhr mit der rechten Hand nach der Druckstelle auf der Brust. Und was ziehe ich da aus meiner Brusttasche hervor? Nichts anderes als Ihr Figürchen! Wann und wie er mir das Dingelchen in meine Brusttasche geschmuggelt hatte, bleibt sein Geheimnis. Ein verschmitzteres Gesicht als das des alten Don Amado habe ich in meinem Leben nicht gesehen. Und darum höre ich vermutlich seine Worte heute noch: ‚Ein knausriger Kerl, dieser Margarito, auch wenn er mein Gevatter ist! Haben Sie die Spinnweben gesehen und den ganzen Mäusedreck? Wie hätte ich bei soviel Unverstand ein sauberes Gewissen bewahren können? Nun ist wenigstens diese eine Figur aus den Händen

dieses Rohlings gerettet!‘ – Auf diese Weise also bin ich zu Ihrer ‚pretty lady‘ gekommen», sagt Engelhardt und lacht. «Nun aber nennen Sie mir ein zweites Land, in welchem Sie dergleichen Kumpane finden: Bestiehl der Kerl seinen besten Freund, um mir, dem Fremden, eine Freude zu machen!»

Uwe Richter – oder: Ein Gerücht mit Namen

«Was Uwe Richter anbelangt, da weiss ich alles von ihm selber. Oder ich habe es mit ihm selber erlebt. Bis auf den Schluss. Aber der passt so gut zu ihm, dass wir ihn gelten lassen wollen.

Uwe war der Sohn eines Kapitäns und diente als Offizier auf einem Frachter. War schon zehneinhalbmal um die Welt herumgefahren, als sein Schiff in Callao zwei Tage vergeblich auf ihn wartete. Die Uniform eines Schiffsoffiziers war ihm im heissen Amazonas-Becken lästig, und er verschenkte sie einem Strassenkehrer in Pucallpa. Uwe verschwand im Urwald, wurde von einem wilden Indianerstamm aufgenommen und bekam eine Tochter des Häuptlings zur Frau. Bei einem Streit mit einem Nachbarstamm wegen Fischereirechten wechselte Uwe zu diesem zweiten Stamm über und heiratete dort ebenfalls eine Tochter des Häuptlings. Die meiste Zeit war Uwe auf Fahrt mit dem Einboot. Bis er eines Tages in einem Fluss Goldstaub entdeckte. Sein Stamm war zur Goldwäscherei erst von dem Augenblicke an zu bewegen, als Uwe das erste Häufchen Gold gegen Äxte und Messer, Pfannen und Teller eingetauscht hatte. Er allein wusste um den Wert des Goldes in der zivilisierten Welt. Also verstand er es auch, die Ausbeute so zu verteilen, dass ihm der bessere Teil blieb.

Als sein Goldrausch am Verebben war, habe ich ihn einmal gesehen. Nun stellen Sie sich das liebliche Bildchen vor: Da lehnt er, der blonde und fast nackte und trotz seiner Urwaldjahre noch immer sehr weisse Hüne lässig an einer Schotterwand am Fluss, rührt selber keinen Finger und überwacht seine Indianer. Mit der Linken raucht er einen dunkelbraunen Stengel, mit der Rechten dirigiert er die Indianer, die im seichten Fluss das Geschiebe untersuchen.

Uwe war, wie er mir damals sagte, der grossen Freiheit überdrüssig, er suchte wieder den Widerstand der traurigen Welt von vorher.

Einen Monat später kreuzte er in Lima als Graf auf, mit weissem Hemd und goldener Krawattennadel. Er besorgte sich einen gültigen Reisepass, ging nach Callao und veranstaltete drei Tage vor seiner Rückfahrt ein Abschiedsfest, zu dem er zunächst alle zufällig Anwesenden einer Spelunke einlud: Händler, Matrosen, Diebe, Schmuggler, Säufer, Huren. Und als sich

nach drei Tagen das halbe Hafenviertel auf seine Kosten im Fressen, Saufen und Huren erschöpft hatte, fehlte Uwe das Geld zur einfachen Schiffskarte nach Bremen –»

Für uns war nur das Fest neu. Die Gestalt des Uwe Richter ging während unserer Peru-Zeit schon immer als Gerücht um. Ähnliche Gestalten halten sich in den meisten europäischen Kolonien der südamerikanischen Haupt- und Provinzstädte als Gerücht, bis sie eines Tages irgendwo am Rande des Gebirges oder des Urwalds als leibhaftige Tatsache wieder auftauchen oder allmählich als Gerücht aus dem Gedächtnis der Leute verschwinden.

«Das schönste kommt noch», schmunzelt Engelhardt. «Später trafen wir Uwe, nicht weit von Pucallpa, in einem Dorf am Rande der Zivilisation. Der leibhaftige Tarzan: ‚Uuh – uuh – uuh‘ brüllte er über den Fluss, die eine Hand als Schalltrichter am Mund, mit der anderen stachelte er das Boot herüber. Er zeigte uns seine Höhlen, gross wie gotische Dome. Im Strahl unserer Stablampe flogen Hunderte, nein, Tausende von Fledermäusen und Vampiren auf, der Boden war von Exkrementen und Fressresten übersät. Nachher sassen wir mit Uwe am Fluss. Er in seinem neugebauten Einbaum. An seinem Gürtel baumelte etwas, es hätte ein vergilbtes Büchelchen sein können. Da entnahm er einem Beutel eine Prise Tabak, riss aus dem Büchelchen eine Seite heraus und drehte sich eine Zigarette. Und wissen Sie, was das für ein Büchelchen war? – Sein Reisepass! – Da verpafft also einer (nein, nicht irgendeiner, sondern ein Deutscher!) am Rande des Urwalds seine staatliche Identität, bläst sie geniesserisch in den bleiernen Urwaldhimmel –»

Und Engelhardt pafft und lässt blaue Ringe unter unserem Leuchter kreisen.

«Am gleichen Rand des Urwalds, wo Uwe 1942, als Peru gegen Deutschland in den Krieg eintrat, festgenommen und im Austauschverfahren nach Deutschland verfrachtet wurde.»

Wyrsh – oder: Der Schweige-Tee

«Oder Wyrsh, als Gegenstück gewissermassen. Ich habe ihn immer schlecht gekannt, weil ich ihn nie mochte. Erst jetzt, nach bald zehn Jahren, weiss ich Genaueres über ihn, weil uns eine Laune des Lebens zum ersten und wohl auch zum letzten Mal zusammenführte. Vorher war für mich alles über ihn blosses Gerücht. Gerücht, dass er, ganz jung, Jesuit gewesen war. Gerücht, dass er absprang, um ein Beichtkind zu heiraten.

Gerücht, dass er darauf ins rote Lager überlief und in Spanien auf der falschen Seite kämpfte. Und seine Ankunft als Flüchtling in Chile machte auch seine leibhaftige Wirklichkeit zum Gerücht. Für uns fassbar wird nur sein steifer Gang, sein eiskalter Blick. Er soll ein Mathematik-Genie sein. Jedenfalls wird er bald Abteilungsleiter einer chemischen Fabrik. Genauer: der Farbphysik. Er zerlegt das Licht. Er verwandelt das Licht in Zahlen und Formeln. Er ist kontaktarm, hat weder Freunde noch Kollegen, er schweigt eisig, er schweigt alles um sich herum tot. Sich selber auch. Ungereimtes sickert nach aussen. Er soll nackte Tänzerinnen malen, er soll Zen-Meister sein. Und dieses letzte Gerücht hat uns später einmal für zwei Stunden zusammengeführt. In einer seltsamen Anwendung schickte ich ihm auf meiner vorletzten Reise nach Europa eine Postkarte aus Japan. Irgendein alter Meister. Schriftzeichen waren darauf, die ich nicht lesen konnte. Kaum war ich nach Chile zurückgekehrt, rief er mich an. Ich möchte ihn einmal besuchen. Mein Spruch verheisse meinen Besuch. ‚Verheissen‘, sagte er. Und da serviert er mir im seidenen Umhang Tee. Mit tiefsinnigen Blicken und Gesten. Einen Schweige-Tee. Er trägt einen goldenen Gürtel, das Zeichen eines Zen-Meisters, wie er sagt. Zuweilen wird er von Zen-Meistern aus Japan besucht. Für ihn ist die Welt wieder in Ordnung. Er hat sich selber erlöst. Tagtäglich erlöst er sich weiter mit seinen einsamen Tee-Zeremonien und zerlegt weiter das Licht dieser Erde und schweigt weiter seine Umgebung tot und schindet weiter seine Arbeiter in der Fabrik –»

**José María – oder:
Mit Charme an die Beerdigung**

«Oder die Geschichte vom ‚Mörder‘.» Engelhardt nennt einen Angestellten unserer Geschäftsfreunde in Guayaquil ‚Mörder‘. «José María ist weder ein Mörder noch sonst ein Krimineller; er ist bloss ein unwiderstehlicher Charmeur und in vielem ein sehr typischer Südamerikaner. Es genügt, wenn man José María, eine perfekte Reklameseite aus dem ‚Playboy‘, einmal gesehen hat: weisse Leinenweste, weisse Leinenhose, tadelloser Schnitt, blaues Hemd mit weisser Krawatte (auch bei 45° im Schatten und bei einer Luftfeuchtigkeit von 90%!), goldene Krawattennadel und goldene Manschettenknöpfe, dunkle Brille, goldene Zigarettenspitze, Strohhut, dreifarbig geflochtene Lederschuhe und eine Wolke männlich herben Parfums um sich. José María ist ein Lebemann mit den Manieren eines Gentleman: gewinnend und diskret. José María redet wenig und bedächtig, und was er sagt, hat Gewicht und ruft selten Widerspruch hervor. Wenn er sagt: ‚Chef, meine Kusine ist gestorben. Darf ich morgen nachmittag an ihrer Beerdi-

gung teilnehmen?«, so sagt er es mit jener entwaffnenden Selbstverständlichkeit, dass seine Frage ein ebenso selbstverständliches ‚Ja‘ bereits einschliesst.

Selbst wie im Zeitraum dreier Jahre eine Kusine, ein Freund, eine Tante, der Grossvater mütterlicherseits, ein Gevatter, die Frau seines besten Freundes, sein Pate, ein Bruder und ein Grossonkel sterben, bekommt er seinen Halbtage oder seinen ganzen Tag frei, zwei Tage sogar, weil der Friedhof für seinen Grossonkel in Guayaquil besonders weit weg liegt. Und José María bekommt seine freien Tage auch dann noch, wie die anderen Angestellten des Betriebs munkeln und zischeln und schimpfen und auch der Chef längst seine Zweifel hat.

Welcher Chef aber wagt es, peinliche Fragen zu stellen, wenn der Vater eines Angestellten stirbt?

Selbstverständlich bekommt José María, weil er, als ältester Sohn, diesmal die Trauerfeierlichkeiten selber vorbereiten muss, seine drei Tage frei. Mehr noch: der Chef veranstaltet unter der Belegschaft eine Kollekte und lässt die Beileidskarte von allen seinen Mitarbeitern unterschreiben. Den riesigen Kranz mit dunkelroten Rosen auf tiefdunklem Lorbeer und golden bedruckter Schleife besorgt er selbst. Und er lässt es sich nicht nehmen, am Tage der Beerdigung zum Hause des Verstorbenen zu fahren, um der Trauerfamilie den Kranz persönlich zu überreichen. Der Chef wird vom erstaunten Dienstmädchen in den Garten geführt, wo der muntere Greis den Kranz zu seiner Beerdigung persönlich in Empfang nimmt.»

Ruhige Überfahrt!

Nach dem Abendessen lässt Engelhardt zuerst eine «Zweiminutengeschichte» vernehmen über einen Freund, den er auf der Durchreise in Rio de Janeiro besucht hat. Dieser Freund ist Professor in Tübingen und gibt seit Jahren Hochschulkurse in Rio. Jede freie Minute nützt er zu Abstechern, zu Reisen, zu Expeditionen. Auf Marajó, der riesigen Insel im Mündungstrichter des Amazonas, hatte er sich «etwa 50 km² Urwald gekauft, damit er Urwald bleibe». Jedes Jahr, wenn er hinflog, bereiteten die Einheimischen ihrem Herrn ein Fest. Diesmal musste er in einen besonders abgelegenen Winkel reisen, weil er von unerlaubtem Baumschlag gehört hatte. An einem bestimmten Flussarm sollte man ihn zu einer bestimmten Stunde an einer bestimmten Stelle mit einem Nachen erwarten.

«Offenbar kannte man mich dort nicht. Man konnte darum nicht wissen, dass ich meine guten hundertfünfzehn Kilo wiege. Da steigen also meine Begleiter und ich von der letzten Hütte zum Ufer hinunter. Und was sehe

ich da? Ein Bötchen wie eine Nusschale. Und daneben ein Jüngelchen, fast noch ein Kind, das entgeistert von mir zum Boot blickt und vom Boot wieder zu mir. Der Kleine schaut mich von unten herauf an, und ich fühle, was er denkt. Ich blicke in der Runde von einem zum andern, und ich weiss: sie denken alle das gleiche. Und ich weiss bloss eins: jetzt nur nicht aus der Rolle fallen! Ich bin der Herr und weiss, was ich dieser Rolle schuldig bin. Wenn ich Angst zeige, habe ich meine Rolle ausgespielt für immer. Gottseidank regt sich kein Lüftchen, und der Wasserarm ist, so weit man sieht, spiegelglatt. Vorsichtshalber frage ich, noch bevor ich ins Boot steige, wie lange die Überfahrt dauert. Drei Männer halten den Einbaum fest, damit er beim Einsteigen nicht zu sehr schaukelt und absäuft, noch bevor wir fahren. Drei Zentimeter sind drei Zentimeter. Und nicht mehr als solche drei Zentimeter schaut der Bootsrand dort, wo er am niedrigsten ist, über die Wasseroberfläche hinaus. ‚Piranhas!‘ denke ich. ‚Gibt es hier Piranhas?‘ ‚Und Anakondas –?‘ denke ich, aber zum Überlegen ist jetzt keine Zeit mehr. Der Junge taucht schon das Ruderblatt ein, zieht es durch, sehr sorgsam, rudern kann er, das Wasser kräuselt sich am Boot um zwei Zentimeter und nicht mehr. Ein Zentimeter Bootsrand schaut dort, wo er am tiefsten liegt, aus dem Wasser hervor –

Zehn Minuten dauert die Fahrt.

Und zehn Minuten zurück.

Sofern kein Wind aufkommt –

In meinem Leben habe ich noch nie so wenig und so wenig tief geatmet wie in diesen zweimal zehn Minuten. Und meine Begleiter wichen nicht einen Augenblick von der Landestelle, bis ich wieder zurück war –‘»

Kulturbeziehungen

Kulturbeziehungen haben, wenn sie längere Zeit andauerten, Akkulturationsvorgänge bewirkt, die, bisher in der Kolonialgeschichte zu wenig beachtet, derart vielfältig und vielschichtig in Erscheinung treten, dass sie vom Historiker nur in enger Zusammenarbeit mit Ethnologen und Soziologen zu erfassen sind. (. . .) Obwohl koloniale Mischgesellschaften wie etwa die brasilianische sich selten und, wenn überhaupt, erst im Verlaufe des 19. Jahrhunderts ausgebildet haben, begegnen wir doch bereits in der Frühzeit des Kolonialismus auf Schritt und Tritt jeweils spezifisch gearteten Akkulturationsphänomenen.

Aus: Urs Bitterli, Alte Welt – neue Welt. Formen des europäisch-überseeischen Kulturkontakts vom 15. bis zum 18. Jahrhundert. Verlag C. H. Beck, München 1986.